



JOACHIM KÜCHENHOFF

Verständigung und Selbstfindung

Psychoanalytisch-philosophische
Gedankengänge

REFLEXE

SCHWABE VERLAG





Schwabe reflexe

Band 60

Joachim Küchenhoff

Verständigung und Selbstfindung

**Psychoanalytisch-philosophische
Gedankengänge**

Schwabe Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Berta Hess-Cohn Stiftung,
Basel.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel
Layout: icona basel gmbh, Basel
Satz: 3w+p, Rimpär
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN Printausgabe 978-3-7965-3977-0
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4018-9
DOI 10.24894/978-3-7965-4018-9
Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch
www.schwabeverlag.ch

Für Jürg Honegger

In bleibender Verständigung

Einleitung	9
Erster Teil: Die Worte (wieder) finden	
Bedrohung und Rettung seelischer Repräsentation	21
Die Eröffnung von Sprachräumen	45
Sprache des Traumas, Trauma der Sprache	65
Zweiter Teil: Den Anderen (wieder) finden	
Vertrauen: eine Grundkategorie in Beziehungen	89
Dissonanz, Konsonanz, Resonanz im Rahmen einer negativen Hermeneutik der Psychoanalyse	107
Dritter Teil: Die Zukunft öffnen	
Das unerledigte Vergangene	123
Im Übergang: Abschied nehmen und neu beginnen	153

Loslassen und Bewahren: Erfahrungen in Zwischenräumen	173
--	-----

Vierter Teil: Sein Leben führen

Die Frage nach dem guten Leben	209
--------------------------------------	-----

Anmerkungen	233
-------------------	-----

Nachweise	241
-----------------	-----

Literatur	243
-----------------	-----

Einleitung

Für den Menschen ist die Fähigkeit, zu sprechen und Sprache zu nutzen, ein Privileg und eine wesentliche Eigenschaft die es ihm erlaubt, sich abzugrenzen von den anderen Lebewesen, und die ihn sogar definiert: Der Philosoph Charles Taylor hat von dem Menschen als dem «sprachbegabten Tier»¹ gesprochen. Die Fähigkeit, sich sprachlich auszudrücken, befreit von der Eingebundenheit in die momentan verfügbare Umgebung und in die aktuelle Gegenwart, ermöglicht es, das Gegebene zu verneinen und infrage zu stellen. Durch die Sprache kann ich meiner selbst innewerden, mir ein Bild von mir selbst entwerfen und mir meine Gefühle und Stimmungen vorstellen. Vor allem aber dient die Sprache dem Gespräch, der Verständigung mit Anderen: Durch die Sprache kann ich den Anderen ansprechen, mich ausdrücken, mich angesprochen fühlen. Wohl kein anderer Satz deutscher Sprache fasst diesen Sachverhalt besser zusammen als die bekannte Aussage aus Friedrich Hölderlins Gedicht «Friedensfeier» aus dem Jahre 1801, die in ihrem prägnantesten Teil in den Titel dieses Buchs übernommen worden ist:

Viel hat von Morgen an,
seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,
erfahren der Mensch. (Hölderlin)

Intersubjektive Kommunikation bildet die Erfahrungsgrundlage des Menschen von Anfang, «von Morgen», an. Sie ist uns nicht äußerlich, sondern macht uns aus: Wir *sind* das Gespräch, wir führen es nicht bloß, es führt uns umgekehrt auch, es prägt und bildet den Einzelnen und erlaubt ihm, durch Erfahrung zu lernen.

Sprache ist mehr als der lautliche Ausdruck des geschriebenen Wortes. Zur Wortsprache tritt die Sprache der Gesten und der leiblichen Verständigung, des Sich-aufeinander-Einstellens hinzu. Das in Worten geäußerte Gespräch wird durch die Sprechakte, in denen es realisiert wird, angefangen mit der Intonation, durch das, was «mitschwingt», kommentiert, verstärkt oder widerlegt. Repräsentiert werden Erfahrungen nicht nur in Worten, sondern auch in den Zeichen, die intralinguistisch sind, vor oder nach oder außerhalb der sprachlichen Symbolisierung Botschaften an den Anderen senden, die beileibe nicht immer intendiert und gewollt sind.

Wenn dieser Zusammenhang berücksichtigt wird, kommt dem «voneinander Hören» eine neue, gewandelte Bedeutung zu. Wir hören auf die Worte, aber wir verständigen uns «immer schon», bevor wir darüber nachdenken und es reflektieren, mit unserem leiblichen Gespräch der Gesten, der Mimik, des spontanen Verhaltens. Dass es möglich ist, in irgendeiner Weise Worte zu finden für das, was mitschwingt, dass mit Worten zumindest ein Ausdruck gesucht wird für das, was dem Einzelnen widerfährt und was ihn beschäftigt, dass Gefühle in den Worten, die wir benützen, sich abbilden und klären können, auf all das hoffen wir, damit rechnen wir.

Ein Gespräch sein und hören können voneinander – sich selbst verstehen zu können, sich ausdrücken zu können und vom anderen Menschen etwas aufnehmen und verstehen zu können: Es sind Möglichkeiten, über die wir nicht ohne Weiteres und nicht in allen Bereichen unseres Denkens und Fühlens

verfügen. Sie können behindert, verschüttet und fast verloren sein. Sie immer neu wiederzubeleben und zu erweitern, ist eine Aufgabe der Lebensführung für jeden Menschen. Oder sollten wir nicht besser sagen: für jeden Menschen im Zusammensein mit seinen Mitmenschen? Denn nur im Zusammensein mit anderen und nicht allein kann sich der Einzelne, weil er ja ein Gespräch ist, weil er in kommunikative Zusammenhänge eingelassen ist, entwickeln. Freud hatte schon früh festgestellt: «Am Nebemenschen lernt der Mensch erkennen»².

In schweren psychischen Krisen oder nach eingreifenden und traumatisierenden Erschütterungen werden die Möglichkeiten des eigenen Denkens und des Austausches mit anderen blockiert und der eigenen Verfügung entzogen. Und doch bleiben Wege offen, um Erfahrungen zu repräsentieren und sie mitzuteilen, Wege, die zunächst nicht als solche verstanden werden, weder von dem Menschen, der selbst eine Psychose durchlebt oder nach einem Trauma verstummt, noch von den Menschen der Umgebung, die nur Leiden, abweichendes Verhalten, Unzugänglichkeit erleben. Dann ist als «Nebemensch» der Therapeut gefragt, die Therapeutin, die sich einbringt, um dem Leidenden eine Möglichkeit zu bieten, wieder das Erkennen zu lernen, in den Worten Freuds.

Wie das geschehen kann, darauf wird der erste Teil des Buchs, «Die Worte (wieder) finden», einige Antworten geben. Im ersten Kapitel, «Bedrohung und Rettung seelischer Repräsentation», wird das oben nur kurz angesprochene Verständnis von Sprache vertieft und dargestellt, wie groß der Umfang dessen ist, was seelisch in irgendeiner Weise repräsentiert ist, auch wenn es sich nicht in der Sprache der Worte ausdrücken lässt. Psychische Erkrankungen lassen sich darin unterscheiden, wie die innere Wirklichkeit, die Welt der inneren Repräsentationen gestaltet oder eingeengt wird – und immer, das ist die Grundannahme meines psychoanalytischen Ansatzes, werden sich

dafür Gründe finden lassen, die auf den Sinn oder den Zweck des scheinbaren Defizits hinweisen. Damit der Therapeut oder die Therapeutin als Nebenmensch Erfahrungen des Patienten wieder in dessen eigene Verfügung bringen kann, dazu muss er selbst über ein Hörvermögen und eine Sprache verfügen, die es erlauben, den Sinnbezug und die Finalität des Leidens zu sehen und sie anzusprechen, sodass der Patient sich in den Worten des Therapeuten wiederfindet.

Im zweiten Kapitel, «Die Eröffnung von Sprachräumen», wird zunächst ein Gedicht von Paul Celan vorgestellt und nachgezeichnet, wie sich der Leser des Gedichtes seinem Gehalt, seiner Botschaft annähern kann. Die Schritte des Zugangs zum Gedicht werden dann als Wegleitung für die Haltung des Therapeuten in der Psychosenpsychotherapie genutzt. Es werden einige Merkmale der psychoanalytischen Haltung gegenüber psychotischen Erlebnisformen dargestellt und an einigen Stellen kurz klinisch beleuchtet. Zu diesen Merkmalen gehört eine erweiterte Aufmerksamkeit auf die «Prosodie», auf das, was vonseiten des psychotisch erlebenden Menschen an den Therapeuten herangetragen wird, dann die *Rêverie*, die spezifische Höreinstellung des Therapeuten im Gespräch. Der Therapeut muss ein guter Archivar aller Äußerungen des Patienten sein, auch solcher, die sich ihm nicht gleich erschließen. Respekt und Engagement, Wahren der eigenen Welt des Patienten und engagiertes Zugehen auf ihn müssen in eine Balance zueinander kommen. Auch das, was negativ und destruktiv erscheint, wird auf seinen Sinn und Zweck hin befragt.

Wie der Titel des dritten Kapitels schon ankündigt, wird in ihm das Trauma in seinem Verhältnis zu psychischer Repräsentation erkundet: «Sprache des Traumas, Trauma der Sprache». Zum einen wird beschrieben, wie traumatische Erfahrungen die Sprache im weitesten Sinn, das Denken, die Verfügung über die eigenen Gedanken und Intentionen verändern und

beeinträchtigen. Das ist das Trauma, das sich auf die Sprache auswirkt, das Trauma der Sprache. Zugleich aber wird betont, dass es gleichwohl eine Sprache des Traumas gibt. Wir können Traumatisierungen erkennen, weil sie sich anzeigen, sich ausdrücken, und wir können an ihnen arbeiten. Traumatische Erfahrungen sind daher zwar unter Umständen ohne einen semantischen Gehalt, aber nicht ohne Repräsentation. Die Rede von nicht repräsentierten psychischen Erfahrungen greift zu kurz. Wir müssen freilich den Horizont erweitern und nicht nur mit einem dritten Ohr hören, also dem Hörgerät, das seit Theodor Reik ins Unbewusste hineinzuhören erlaubt, sondern gleichsam mit einem vierten Ohr, das es uns erlaubt, in den Bereich der Negativität vorzudringen, mit einem vierten Ohr, das auf das zu hören erlaubt, das nicht mehr aus Tönen besteht, sondern aus Schweigen, aus Stille, aus der Abwesenheit eines Lautes, mit anderen Worten: das auch die Abschottung und sogar die Zerstörung von Erfahrung als Darstellung, als Repräsentation versteht und das Repräsentation nicht mehr auf den Einzelnen beschränkt, sondern als intersubjektiven Prozess ernst nimmt.

Wenn die eigenen Worte verloren zu gehen drohen, dann hilft die Begegnung mit dem anderen, der in der Therapie der Therapeut oder die Therapeutin ist, um sich selbst wiederzufinden. Der Andere ist nicht allein als Informations- und Gedankengeber, sondern in erster Linie und vor allem als der emotional bedeutsame Beziehungspartner wichtig. Ihm gelten, im Kontakt mit ihm bilden sich die Gefühle, die das eigene Leben bestimmen. Daher richtet sich der zweite Teil des Buchs auf den Anderen («Den Anderen (wieder) finden»). Im vierten Kapitel wird eine grundlegende Gefühlshaltung dem Anderen gegenüber untersucht, das Vertrauen («Vertrauen: eine Grundkategorie in Beziehungen»). So wichtig das Vertrauen in den Anderen ist, so wenig selbstverständlich lässt es sich vorausset-

zen. Vertrauen ist nicht gegeben, sondern aufgegeben. Vertrauen muss in Beziehungen immer wieder hergestellt oder erarbeitet werden. Es ist ein Geschenk, das sich Beziehungspartner wechselseitig machen. Es lässt sich nicht absichern, aber durch das Nachdenken über seine Infragestellung immer neu bestätigen. Vertrauen lässt dem Anderen, dem vertraut wird, Freiheit. Dadurch wird Vertrauen kreativ.

Was soeben als Infragestellung bezeichnet wurde, stellt sich emotional dar als Unterbrechung der Übereinstimmung, als ein Wechsel von Resonanz zu Dissonanz. Dieser Wechsel kann produktiv oder innovativ wirksam werden. Die Voraussetzungen dafür sind zu untersuchen. Produktive Resonanz, die mit neuer Erfahrung und Erkenntnis verbunden ist, stellt sich oft überhaupt erst ein über einen Umweg, und der ist von Dissonanz, das heißt von mangelnder Übereinstimmung, oder aber von der Dekonstruktion eingespielter und unproduktiver Konsonanz bestimmt. Mutative Resonanz entsteht aus einer Negativität heraus, die mit der Bearbeitung von Dissonanz und der Kritik an schlechter Konsonanz einhergeht. Zugleich folgt die Resonanzerfahrung einer zeitlichen Dynamik. Resonanz in der Psychoanalyse bedeutet nicht überdauernde und statisch fixierte Übereinstimmung, sondern punktuell hergestellte Gemeinsamkeit, die ein Ereignis im Rahmen eines Gegenwartsmomentes darstellt, zu einem besonderen Kairós, einem Augenblick der geteilten Erkenntnis, der geteilten Betroffenheit, der geteilten Trauer. Der Kairós ist der geeignete Moment, an dem eine Interpretation bzw. Deutung überhaupt therapeutisch wirksam werden kann («Dissonanz, Konsonanz, Resonanz im Rahmen einer negativen Hermeneutik der Psychoanalyse»).

Der dritte Teil, «Die Zukunft (wieder) finden», fügt zu den Betrachtungen, die sich bisher dem Wiederfinden der Sprache und des Anderen in der Beziehung gewidmet haben, die Dimension der Zeit hinzu. In dem Hölderlin-Zitat ist sie bereits

im Wort «seit» enthalten: «Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander». Wie sich das Vergangene und das Gegenwärtige miteinander verschränken, und zwar so, dass das Vergangene sich in die Gegenwart, auch ohne Wissen der Person, hinein verwebt und es unter Umständen hemmt und blockiert, sodass die Zukunft nicht ohne Weiteres offen ist, das alles sind Fragen, die als die Urfragen der Psychoanalyse gelten können. Im sechsten Kapitel, «Das unerledigte Vergangene», wird die Unabgegoltenheit des Vergangenen, das als Vergangenes erst erkannt werden muss, untersucht. Zunächst werden die Gründe, warum Erfahrungen nicht als vergangene erinnert werden können, dargestellt und ein Zuviel an Erinnerung von einem Zuwenig an Erinnerung unterschieden. Diese Unterscheidung führt zu einer nächsten, nämlich der nach den Inhalten der fortwirkenden, unerledigten Vergangenheit, die in traumatischen Wirkungen, die andauern, aber auch in unerledigten Erwartungshorizonten begründet sein können. Zu fragen wird aber weiter sein, wer überhaupt das Subjekt der Erwartungen ist – in einer intersubjektiven, insbesondere einer transgenerationalen Perspektive wird die triviale Antwort auf diese Frage, nämlich dass es das erinnernde oder in der Erinnerung gehemmte Subjekt ist, nachhaltig erschüttert, wenn wir zulassen, dass unabgegoltene Erfahrungen auch zwischen Menschen und Generationen zirkulieren können. Zurückkehrend zur subjektiven Seite des Erlebens, wird abschließend geklärt, wie wir uns die psychischen Orte, um eine Raummetapher zu benutzen, vorstellen können, an denen die unerledigten Erfahrungen deponiert werden. Nun geht es in der Psychoanalyse nicht nur um Erkenntnis, sondern immer auch um Therapie – dieser therapeutische Umgang mit dem unabgegoltenen Vergangenen wird daher in dem letzten Teil dieses Kapitels dargestellt.

Um sich einer offenen Erwartung auf die Zukunft stellen zu können, um einen Neubeginn vorzubereiten oder zulassen

zu können, ist das Abschiednehmen, vor allem der Abschied von Menschen, die aus irgendeinem Grund einem verloren gegangen sind, und die produktive Wendung einer Übergangszeit entscheidend. Thema des siebten Kapitels ist daher der Übergang von einem Abschied im weitesten Sinne, der Trennungen, Verluste und weitere vergleichbare Erfahrungen enthält, zu einem Neubeginn, der die Zukunft wieder eröffnet («Im Übergang: Abschied nehmen und neu beginnen»). Die drei Dimensionen Abschied, Übergang, Neubeginn werden dabei unter einer Zeitperspektive betrachtet. Im ersten Teil wird die große Schwierigkeit, einen Abschied psychisch zu vollziehen und in der Zeit zu beenden, untersucht. Im zweiten Teil wird nach den zeitlichen Charakteristika des Übergangs zwischen Abschied und Neubeginn gefragt, und zwar zum einen danach, wie lang ein Übergang sein kann oder muss, sodass er nach einem Abschied zu einem Neubeginn führen kann, zum anderen, ob das zeitliche Verhältnis von Abschied, Übergang und Neubeginn als statisches oder dynamisch oszillierendes Geschehen verstanden werden muss. In einem dritten Teil wird die Zeitstruktur des Neubeginns untersucht.

Das achte Kapitel, «Loslassen und Bewahren: Erfahrungen in Zwischenräumen», beschäftigt sich mit der Kreativität aus psychoanalytischer Sicht. Kreativität kann gerade deshalb als eine Krise beschrieben werden, da zum kreativen Prozess notwendig das Loslassen, das Überschreiten und Verabschieden gehören. Die individuellen Voraussetzungen für die produktive Nutzung dieser Krise lassen sich in vielen Erfahrungsbereichen auffinden, in der Leiberfahrung, in der Imagination, in einem besonderen Zeiterleben und schließlich in der Kraft des Negativen. Neben den individuellen Voraussetzungen sind aber die Beziehungsvoraussetzungen entscheidend, die es erlauben, die Krisen der Kreativität produktiv werden zu lassen, indem das der Kreativität inhärente Element des Loslassens durch ein

bewahrendes Beziehungselement ausbalanciert wird. Dabei geht es insbesondere um das immer neu auszuhandelnde Verhältnis von Bezogensein und Alleinsein. Kreativität wird in diesem Kapitel immer neu auf die therapeutische Situation vornehmlich in der Psychoanalyse, aber auch in der psychiatrischen Praxis bezogen.

Im letzten und vierten Teil des Buchs, «Sein Leben führen», wird das Thema der Lebensführung zugespitzt zu der «Frage nach dem guten Leben», die die Philosophie seit ihren Anfängen umtreibt. Zu klären ist, was ein gutes, ein gelungenes, ein glückliches Leben sein kann und was die Psychotherapie zu ihm beitragen kann. Anhand von Beispielen aus Therapie, Literatur und Film lassen sich Kriterien dafür beschreiben. Das Ergebnis lässt sich so zusammenfassen: Zu einem gelingenden Leben gehören Selbstbestimmung (Autonomie), Selbstverständigung unter Einbezug der lebensgeschichtlichen Bildung, die Lebensführung als aktiv gestaltendes Handeln in Projekten und schließlich die Fähigkeit, mit dem Anderen zu leben und ihn oder sie zugleich in seiner Andersheit zu akzeptieren. Psychotherapie kann dazu ihren Beitrag leisten, zugleich müssen die das Leben treffenden Widerfahrnisse betrachtet werden. Krankheit kann das gute Leben infrage stellen, aber sie kann es umgekehrt auch fördern. Auch Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen, die sich gemeinsam mit ihren Patientinnen und Patienten auf die Suche nach den Voraussetzungen für ein gelingendes Leben machen, müssen die äußeren Lebensumstände reflektieren, um im Blick zu behalten, welche Spielräume an Autonomie, die unverzichtbar für das gelungene Leben sind, auch in den veränderten sozialen Lebenswelten zur Verfügung stehen. Therapien berücksichtigen nicht nur die Blockaden gegen die innere Selbstständigkeit, sondern auch die gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge.

Erster Teil: Die Worte (wieder) finden

Bedrohung und Rettung seelischer Repräsentation

Einleitung

Die zweite Zeile des Gedichtes «Mnemosyne» von Friedrich Hölderlin in seiner zweiten Fassung lautet:

Ein Zeichen sind wir, deutungslos,
schmerzlos sind wir, und haben fast
die Sprache in der Fremde verloren.

Wen meint das «wir» in diesen eindrucksvollen Zeilen? Erst einmal doch die Menschen, die schwer seelisch belastet in unserer Behandlung kommen. Sie waren deutungslos, obgleich sie Zeichen aussenden, ja sogar Zeichen *sind*, mit ihrer Existenz, mit ihrer Erlebens- und Lebensform zu Zeichen werden, wenn sie nicht mehr intentional kommunizieren können. Was ihnen fehlte, ist das Verständnis der Anderen, deren deutende Worte und die von den Anderen zur Verfügung gestellten Erlebnisräume, um Schmerzen zu empfinden, Affekte zuzulassen. Sie haben die Sprache in der Fremde des Anderen verloren, aber – und darum wird es mir gehen – nicht vollständig, sondern nur fast, wie es im Gedicht mit gutem Grund heißt. Zu schnell wird, und dagegen werde ich mich wenden, die Unfähigkeit zur psychischen Repräsentation als Merkmal schwerer psychischer, namentlich schizophren-psychotischer oder psychosomatischer

Erlebensformen angenommen. Verloren ist die Sprache aber dann und nur dann, wenn wir als Therapeutinnen und Therapeuten in der Fremde bleiben und die Zeichen nicht mehr deuten, sondern einem Defekt zuschreiben, oder indem wir die Zeichen, die manche Menschen leben, nicht mehr als Sprache verstehen, weil wir einem reduzierten Sprachbegriff folgen, der selbst den Sprachverlust erzeugt, den er dann bei den Patienten als Sachverhalt festmacht.

Aber machen wir es uns nicht zu einfach mit dem Gedicht, indem wir es zu rasch auf der Seite seelischen Leidens verorten und dadurch vereinseitigen. Das «wir» betrifft uns alle, beschreibt nicht nur Leiden in der Form von Krankheiten, sondern darüber hinaus das pathische Element, das dem Leben überhaupt eingeschrieben ist. Dadurch, dass die Sprache uns vorausgeht, präexistiert, und wir in die Sprache eintreten, die wir uns nie vollständig zu eigen machen können, bleibt sie uns fremd und sind wir in der Sprache entfremdet. Sie ist nie mehr die von Walter Benjamin beschworene adamitische Ursprache, in der Zeichen und Bezeichnetes noch eins waren. Wir sind Zeichen auch in dem Sinn, dass wir bezeichnet werden, bevor wir nur irgendetwas äußern können. Lacan hat darauf hingewiesen:

Symbole hüllen das Leben des Menschen so vollständig ein in ihr Netz, daß sie, noch bevor er auf die Welt kommt, diejenigen zusammenführen, die ihn aus «Knochen und aus Fleisch» zeugen.³

Die Worte der Anderen, die ihre Wirkung immer neu, schon mit der Namensgebung, entfalten, transportieren ihre von Jean Laplanche so gut beschriebenen «rätselhaften Botschaften», die bewirken, dass die eigene Sprache an den Anderen ausgeliefert

ist, dass sich sein Begehren in die eigene Erlebniswelt einnistet und diese von vornherein entfremdet.⁴

Wir sind daher von den Menschen, die wir behandeln, auch wenn sie psychotisch oder psychosomatisch erleben, nicht so weit entfernt, wie wir oft denken. Die vermeintliche, in der Psychiatrie immer wieder hochgehaltene Nicht-Einfühlbarkeit psychotischen Leidens verdankt sich einer grundlegenden Abwehr, die dazu führt, dass wir in dem hölderlinschen «wir» uns nicht auch selbst erkennen. Zu billig allerdings wäre es, würden Psychoanalytiker*innen sich ausnehmen: Die Objektivierung psychischen Leidens und seine pathologisierende Einordnung finden wir auch in psychoanalytischen Konzepten wieder. Der psychopathologische Blick auf den Kranken ist freilich nicht an und für sich verkehrt. Er ist dort notwendig und richtig, wo es darum geht, die massiven Einschränkungen und Behinderungen beschreibend zu erfassen oder scheiternde Begegnungen im Vorfeld der Krankheit ernst zu nehmen. Er wird dort falsch, wo bloß noch Defizite und Unfähigkeiten gesehen und Symptome nicht als Äußerungsformen gelesen werden und der Deutung nicht nur der Gedanken, sondern auch des Schmerzes kein Raum mehr gelassen wird.

Zwanglos ergibt sich aus diesen Vorbemerkungen die Gliederung des Kapitels in zwei Teile. Den ersten (1) nenne ich Systematik, den zweiten (2) Praxis. Im ersten ausführlicheren will ich zunächst (1.1) in kurzen Worten darzulegen versuchen, welche Konzeption von Sprache, ich sage im Folgenden auch: seelischer Repräsentationsmöglichkeit, meine Überlegungen leitet, um dann (1.2) psychische Krankheit unter dem Gesichtspunkt der Abwehr von Repräsentation oder des Umgangs mit Repräsentation zu ordnen. Im zweiten Teil, «Praxis» (2), will ich daraus anhand kurzer klinischer Vignetten Schlussfolgerungen für die therapeutische Praxis ziehen.

1 Systematik

1.1 Repräsentation und Sprache

In der philosophischen Anthropologie wird der Mensch als ein sprachbegabtes Wesen, «zōon lōgon échon»⁵ oder als ein «animal symbolicum»⁶ aufgefasst. Charles Taylor spricht in seinem neuesten großen Werk über die Sprache ebenso vom Menschen als dem «sprachbegabten Tier»⁷. Sprachfähigkeit schafft eine einzigartige positive Kompetenz, und diese besteht – so Taylor – nicht bloß im Kodieren und Weitergeben von Informationen, obgleich beides für die Entwicklung menschlicher Kulturen entscheidend ist. Darüber hinaus konstruiert oder konstituiert die Sprache Wirklichkeiten, sie schafft neue Ausdrucksformen und Bedeutungen und bindet uns in zwischenmenschliche Verhältnisse ein. Diese Konstitutionsprozesse werden nicht nur durch Worte vermittelt, sondern auch enaktiv, d. h. handelnd, umgesetzt – mir liegt die Formulierung «inszeniert» näher – oder musikalisch oder künstlerisch dargestellt; Taylor spricht von Portrayals, in der deutschen Übersetzung steht dafür das etwas unglücklich gewählte Wort «Schilderungen». Sprachfähigkeit ist demnach nach Taylor nicht nur ein geistiges Vermögen.

Sprache

wird verkörpert – durch enaktiv umgesetzte Bedeutungen, künstlerische «Schilderungen», Metaphern, die sich auf verkörperte Erfahrung stützen, sowie gebärdenhaft abbildende Schilderungen, die mit der Alltagssprache einhergehen, ganz zu schweigen von der Allgegenwart der «körpersprachlichen» Verhaltensweisen – dem Tonfall, dem Nachdruck, der expressiven Gestik, der intimen oder distanzierten Körperhaltung.⁸

Sprache überbrückt den Gegensatz von Körper und Geist, aber auch den von Monolog und Dialog, denn Sprache gründet in und mündet in Kommunikation und schafft Verbindungen.

Halten wir fest: Zur Sprachfähigkeit gehören enaktive, also handlungsbezogene Inszenierungen, kreative Darstellungen diesseits der Worte, Körpererfahrungen, intersubjektiv ausgetauschte Handlungsweisen. Die Sprache ist Ansprache, der Andere muss immer, wenn es um Sprache geht, in irgendeiner Weise mitgedacht werden. Weil die Vermögen, die zur Sprache gehören, sich ergänzen, ablösen, vertreten können – so meine über Taylor hinausgehende Überlegung –, gehört notwendig auch die Zeit zur Ausdruckskraft der Sprache. Sprache als Sprechen und Gespräch ist Prozess. Die Enaktivität oder Inszenierung weist darauf hin: Das Enactment entwickelt sich in der Zeit, nicht in einem Tableau wie auf einem Bild, das alles aufs Mal ausdrückt. Und selbst die Auseinandersetzung mit einem Bild braucht Zeit, wie der Basler Bildwissenschaftler Gottfried Boehm durch seine Konzeption der «ikonischen Differenz» immer neu deutlich gemacht hat.⁹ Wir werden sehen, dass wir beide Kategorien des Sprachvermögens, die Zeit und den Anderen, noch brauchen werden.

Der großen positiven Kompetenz, die durch Sprache gegeben ist, stehen die konstitutiven Einschränkungen in der Verwendung der Sprache gegenüber, die in der Philosophie des 20. Jahrhunderts immer deutlicher – und durchaus in Rückgriff auf psychoanalytische Erfahrung – beschrieben worden sind. Der Mangel, nicht die Kompetenz ist für das Selbsterleben der einzelnen Person konstitutiv.¹⁰ Nicht allein das Vermögen, sondern ebenso sehr das Sich-Entziehen, der Verlust der Verfügung über den Sinn der eigenen Existenz zeichnet das «sprachbegabte Tier» aus.¹¹ Einer so ausgerichteten, als «negativ» zu bezeichnenden Anthropologie stellt sich das Menschsein ausgehend von dem dar, was fehlt, was wehtut oder was als verfehlt